



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hussong, Friedrich: Die Muse Deuschamerikas

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Die Muse Deutschamerikas

Von Friedrich Hussong



Es ist keine reine Freude, amerikanisches Hochdeutsch zu hören oder zu lesen. Es herrscht eine greuliche Neigung, es mit englischer Lautverwischung zu sprechen und es mit englischen Brocken vermischt zu schreiben. Die Deutschamerikaner hören das freilich äußerst ungern sagen und verübeln einem die gelegentliche Feststellung ihrer Sprachsünden und Sprachgreuel sehr. Sie sind überhaupt gegen jede Kritik, namentlich gegen solche aus der alten Heimat, höchst empfindlich. Wahr bleibt deswegen doch, daß ihre nationalen und kulturellen Qualitäten keineswegs einen so empfindlichen Stolz rechtfertigen.

Wenn man eine Weile deutschamerikanische Zeitungen mit ihrer Fülle unerträglichen Klatsches und geschmackloser Schmodereien über die „prominentesten“ Persönlichkeiten der Stadt gelesen hat, wenn man aus glaubwürdiger Quelle weiß, daß das in Deutschamerika meistgelesene und meistgekaufte Buch das „Ägyptische Traumbuch“ ist, wenn man beobachtet hat, wie die deutschamerikanische Politik sich gern erschöpft in dem entrüsteten Kampf um die Freiheit des Biertrinkens, dann wird einem trotz der wackeren Bemühungen des Deutschamerikanischen Nationalbundes um die Zukunft dieses Deutschtums bange, dann wird einem selbstverständlich, daß auf einem solchen völkischen und kulturellen Boden nur eine zweifelhafte nationale Kultur gedeihen und aus dieser nur eine minderwertige Literatur sich entwickeln kann.

Nun ist man drüben gerade auf diese Literatur nicht wenig stolz, und aus völkischen Rücksichten wird für sie auch bei uns eine reichliche wohlmeinende Stimmungsmache betrieben mit Blütenlesen deutschamerikanischer Musenklänge. Aber es ist und bleibt ein recht dünnliches Plätschern aus diesem fastatischen Quell. Selbst die besten und bekanntesten Stücke unter den hochdeutschen Gedichten Deutschamerikas tummeln sich bei aller vortrefflichen Meinung und bei aller Wohlwolligkeit auf dem breiten Plan der Platitüden. Rührend redet manchmal die Heimatliebe der Entfremdeten aus diesen Liedern. Dennoch wiegen sie auch dann nach künstlerischer Wertung sehr leicht. So selbst die meistgepriesenen Verse eines Konrad Nies, der dem noch ungeeinten Deutschland einst zusang:

O würden jene, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land auf Erden,
Wie du das beste bist, o Vaterland.

Das ist aus der vielleicht besten Zeit, aus dem besten Geist des Deutschamerikanertums. Jüngerer Ursprungs und noch mehr gefannt und gepriesen, in Wahrheit weit banaler ist Castelhuns „An meine Kinder“:

Pflegt die deutsche Sprache,
 Hegt das deutsche Wort,
 Denn der Geist der Väter
 Lebt darinnen fort,
 Der so viel des Großen
 Schon der Welt geschenkt,
 Der so viel des Schönen
 In ihr Herz gesent.

Und dann, schon ein wenig peinlich:

Was ein Lessing dachte,
 Was ein Goethe sang,
 Ewig wird's behalten
 Seinen guten Klang.
 Und gedenk' ich Schillers,
 Wird das Herz mir warm, —
 Schiller zu ersetzen
 Ist die Welt zu arm.

Diese Verse sind um ihres Deutschbekenntnisses willen durch den Beifall aller deutschfreundigen Kreise geheiligt; sonst könnte man sich nicht erwehren, sie literarisch anzusprechen als den Sang eines Epigonen jenes berühmten Gottlieb Biedermayer, Schullehrer in Schwaben, dessen Geist sich über den gelehrten Buchbinder Horatius Treuherz, den Oberlehrer Eberhard Treubier und den Münchener Biedermeier (mit ei!) auf uns forterbte. Auch die Gedichte des „größten deutschamerikanischen Dichters“ Konrad Ries oder des berühmten Preislieddichters Hildebrand bedeuten für eine deutsche Gesamtliteratur nichts oder sehr wenig, obgleich eine neuere deutsche Literaturgeschichte auch die deutsch-amerikanische Dichtung in ihren Kreis gezogen hat, und obgleich man jene Poeten als Zeugen deutschen Heimatfinnes nur ungern missen würde.

Neben dieser hochdeutschen Dichtung, die das Verdienst hat, für den gesamtdeutschen Gedanken nach ihren Kräften zu wirken, gibt es aber noch eine deutsch-amerikanische Dichtung, die in vielerlei Zungen redet, „lezeburgisch“, hessisch, pfälzisch, schwäbisch, platt. In ihr haben wir Auswirkungen eines von unseren Auswanderern mit über das Meer genommenen und vielfach noch verstärkten Hanges zum Stammesfondertum. Blättert man deutschamerikanische Zeitungen durch, so wird auch dem Unbefangenen bald halb rührend, halb peinlich auffallen, daß darin ganz erheblich mehr die Hessen, Pfälzer, Württemberger, Bayern sich umtummeln als die Deutschen. Es ist, als ob man Deutschland drüben immer noch nur für einen geographischen Begriff hielte. Nächstdem hört man ziemlich wenig von Preußen, dagegen mehr von Pommern und Westfalen. Preußen als solches ist nicht beliebt. In diesen Namen sind immer noch am stärksten all jene Tendenzen gebannt, die einst so viele Söhne deutschen Bodens über das Meer trieben. So haben die Deutschen ihren Partikularismus, ihre Vaterländerei nicht etwa diesseits des Ozeans gelassen, sondern frönen drüben, soweit sie überhaupt deutsch geblieben sind, erst recht einem ausgesprochenen

Stammesfondertum. Freilich geschieht es dann auch, daß etwa die Luxemburger, hier uns verloren, sich drüben wieder als Deutsche finden und bekennen, freilich als „Lezeburger“ Deutsche, und ein Blättchen zur Pflege der Abneigung gegen Preußen und ihres „Lezeburger Deitschs“ gründen, wie drüben allermwärts die Mecklenburger, Badener, Oldenburger, Sachsen ihre Blätterchen und ihre Gesang- und Turnvereine haben.

Die Sache ist nicht so unnatürlich, wie sie einem ersten flüchtigen Blick scheinen kann. Je ferner man der Heimat gerückt ist, desto fester heftet sich das Heimatgefühl auf den engsten Heimatkreis, dem ja doch, zumal für primitive Denk- und Gefühlsweise, alle wesentliche Heimerinnerung und Heimatvorstellung verdankt wird. So entstand denn drüben eine mundartliche Dichtung, die in ihrem engeren und beschränkteren Kreis stellenweise eigenwüchsiger und bodenständiger ist als ihre hochdeutsche Schwester. Für eine Dichtung gemeindeutscher Art und schwereren Stiles ist der deutsche Boden drüben zu wankend, weichend:

Nu hu mer sche Lenner (schöne Ländereien), s'chen Heiser a Scheiern,
 Fleicht (vielleicht) Gelt op der Bank, a fleicht soft noch Papeiern (Papiere).
 Mer hun iwertane (haben überstanden) fill Trubel a Let (Leid),
 An danken dem Herrgott, datt heut et gutt get (daß heut es gut geht).

Bei einem dritten dieser „Lezeburger“ Poeten findet sich dann dies naive Deutschbekenntnis:

Mir Lezeburger Menner
 Sen deitsch fu Stamm a Blutt,
 Bekannt in alle Lenner
 For frei, a frank, a gut.

Man sieht, der ganze Glaube an die Auserlesenheit des eigenen Stammes: Juden, Griechen, Lezeburger.

Mit besonderem Erfolg weiß sich, wie daheim, so auch überm Wasser drüben der kleine lebendige Stamm der Pfälzer hörbar zu machen; sie wechselten Land und Himmel, nicht ihren Sinn; sie blieben eben „Pfälzer Krischer“, ihres Wertes vor allen andern sich vollbewußt, „denn die sin dumm un mer sin g'scheid“. Lorenz Rohr, Chefredakteur des „Demokrat“ von Evansville, dichtet voll inniger Überzeugung sein Pfälzisch an als „die Sprooch der Sprooche“.

Wer d'chtig Pfälzisch kann, der braucht
 Nooch anner'm net viel frooge.

Geradezu an den Klassiker der pfälzischen Dialektdichter, an Karl Gottfried Radler, der im vorderpfälzischen Dialekt zeitgeschichtliche Seelendokumente von bleibendem Wert und weit mehr als nur lokaler Bedeutung geschaffen hat, erinnert der Deutschamerikaner Georg Asmus, von der heftigen Linie des Pfälzertums, der Amerika mit der ganzen Helläugigkeit seines Stammes angeschaut und mit dessen ganzer Freude an spitzem Witz besungen hat. Wem wollte es

nicht Vergnügen machen, diese Verse zum zweideutigen Preis der Amerikanerin zu lesen:

Am schönste sin die Frauenzimmer,
Die sind doch all, als wie gemalt;
Wie Wundervögel gehn se immer,
Ich möcht nor wisse, wer's bezahlt.

Se sage, die mer da so sieht,
Daß net e jede arg viel nutzt
So for ins Haus un for's Gemiet.
Doch wunnerscheen sin se gepuzt.

Se könne stricke net un koch
Un meistens fahr'n se, wann se gehn;
Nur zweimal kommen se in Woche,
Drum halte se sich auch so scheen.

Die Arbeitsteilung, kann mer sage,
Is hierzuland famos zu Haus'.
Die Männer müsse 's Geld erjage,
Die Frauenzimmer lehrn's enaus.

Oder ein Lob auf den hohen Erfindergeist, auf den der Amerikaner so stolz ist:

Da hat noch legt einer erfunde
E Wandwurmsett, des mer verschluckt;
Das Tier wird dann herausgewunde,
In'n Hof geschleppt un abgemuckt.

Oder das Tabakkauen:

Die meiste müsse Tabak kauen,
Drum spreche se so durch die Nas'
Uns Deutsche überkommt e Graue,
Un nie gewöhnt mer sich an das.
Will so ener e Lady küsse,
Dreht er sich uf'm Absatz bloß,
Des Priemche wird erausgeschmissen,
Dann ausgespuckt, un dann geht's los.

Auch die deutsche Note schlägt Asmus gegenüber dem Amerikanertum auf seine Weise an, grimmige Wahrheit in drastischen Worten:

Ihr seid noch lang net uf der Höhe,
Bon der ihr uns begreife könnt;
Ihr werd't noch's Mittelalter sehe,
Dem ihr ja stracks entgege rennt.
Schwarzröck' un Monopolmagnate
Regier'n bigott un frech das Land;
Ihr meint, ihr hätt' kei Potentate
Un seid doch all in ihrer Hand.
Uf was habt ihr denn viel zu poche?
Mei Volk is e gelehrter Held!
Mei Volk hat Logit in de Knoche,
Ihr habt im Hofesack nor Geld.

Auch die Schwaben haben ihre Dichter drüben, die für des Schwabenlandes Glorie singen. Eine ganze schwäbische Kulturgeschichte ist in den Versen:

Und was ischt unser Ländle gar so reich
 An guata Sache für dia Schwoababäuch.
 Do kommt z'air'schta 's Sauerkraut,
 Doazua a Neutlinger Rümicherdaut.
 Von de Kanarienvögel, dia so grunza,
 Macht man überall de beste Blunza . . .
 Von unfre Mauldätsche und Pasteta
 Brauch i eigentlich gar net z'reda;
 Unfere Wei braucht ma au net z'loba,
 Die werdet ja in Himmel nei g'hoba;
 Und was sag i vo der schwäbische Musit,
 Ist der Lautebacher net a prächtiges Stück? . . .

Es ist freilich handgreiflich, daß eine solche Poesie der Realien eben nur noch durch die Mundart erträglich bleibt. Natürlich haben die Reuter und Klaus Groth drüben bei Mecklenburgern und Schleswig-Holsteinern Schule gemacht, auch mehr reichlich als glänzend, aber doch mehr als einmal herzlich und liebenswürdig. Da redet die ganze deutsche Gemütlichkeit mit ihrem guten und üblen Beigeschmack. Mit ihr treiben unsere Landsleute drüben überhaupt gern ein eifriges, oft leider in kokettierende Spießhaftigkeit ausartendes Wesen.

Dat abends ünner de Bänken
 So ne lütje Piep to smäuten,
 Is doch so recht gemütlich.

Es ist die ganz eng beschränkte Weise des um einige Nasenlängen hinter dem Zeitalter herhumpelnden Spießertums Johannis, des munteren Seifenstieders aus Wiedermeiertagen und des Freundes, der ist „zufrieden, geh' es, wie es will“. Die ganze quietistische Dfenhockerweisheit eines stockigen Jahrzehnts. Beliebt ist da natürlich vor allem auch die verifizizierte und gereimte Anekdote nach Reuterschem Muster. Über den harmlosesten Spaß hebt sich nur wenig. Es ist hoch über dem meisten seinesgleichen, wenn einem Karl Münster in seiner Geschichte vom vielgeplagten, aber schließlich stillvergnügt mit seiner Frau Fieten und seinem Jungen hausenden Holzhacker Jochen Verse so idyllischer Stimmung quillen, wie diese:

Is Fieten 's Abends noch so meud,
 Dann singen die Jungs en dütsches Lied,
 Dat maht dat Hart ehr werrer wiet;
 Sie spölen nen Schapskopp un 'n Hund,
 Nen swarten Peiter in de Mund,
 Sie stöten eis an un drinken ehr tau
 Un wünschén ehr dann wohlslapende Rauf.

Besonderer Beachtung wert ist ein deutschamerikanischer Dialekt, der so, wie er ist, nicht mit aus der alten Heimat gebracht wurde. Es ist das pennsylvanische Deutsch, eine Mischsprache, entstanden im wesentlichen auf der

Grundlage der pfälzischen Mundart durch reichliche Mischung mit englischen Brocken. Ein Seitenstück etwa zu dem Straßburger und Elsäßer Deutsch, das mit so viel unfreiwilliger Komik sein alemannisch gemachtes Französisch und sein Elsäßisch ineinanderwurfelt.

© Simmern (größeres Getreidegemäß) von de Pälzer Sprooch,
 Bum Englische e Messel (kleines Gemäß)
 Des mengt mer ornlich dorchendan
 Un schitt's dann in e Fäffel.
 Un wann des Dings vergohre hat
 Und endlich aus'm Tran isch,
 So gibt's e Sprooch voll Saft un Kraft
 Un heeßt Deutsch-Pennsylvanisch.

Bekannt und beliebt ist die deutschpennsylvanische Gedichtsammlung von dem Pastor Harbough, das meistgerühmte Stück daraus „Das alt Schulhaus an der Krick“. Hier ein paar Verse davon als Dialektprobe:

Heut is's exäctly zwanzig Johr,
 Daß ich bin owwe naus;
 Nau bin ich widder lewig z'rück
 Und steh am Schulhaus an d'r Krick,
 Zuscht nebe Dadys Haus . . .

Gut bei (good-by), alt Schulhaus! — Echo kreischt
 Gut bei! Gut bei! zurück.
 O Schulhaus, Schulhaus, muß ich geh',
 Und du stehst noch do all allee,
 Du Schulhaus an d'r Krick . . .

Es sind hier mit Fleiß nur wenige von den vielen Namen genannt, die den deutschamerikanischen Parnassus zieren. Es tut nicht not, sie alle zu kennen, sich das Gedächtnis mit ihnen zu belasten. Es genügt, zu wissen, daß hier ein emsiges Singen und Sagen deutscher Zungen, im einzelnen fast ohne Belang, sich doch zu einem Ganzen webt, das schön und dankenswert ist, zu einem vielstimmigen Lied des Heimatgedankens. Es ist etwas Tragisches darin. Auf Zuversicht und Fröhlichkeit ist dies Lied so oft gestimmt und ist doch, muß man trotz allem fürchten, das Lied eines sterbenden Stückes von unserem Volkstum. Der Dialekt noch weniger als das nicht mehr vom lebendigen Strom der deutschen Kulturentwicklung genährte Hochdeutsche wird auf die Dauer dem Englischen widerstehen können. Sehen wir doch sogar an unserer heimischen Sprachgrenze das Deutsche vor der es bedrängenden Kultursprache zurückweichen, wo die Deutschen, so wie die Deutschschweizer in hartnäckigem Kantönligeist befangen, durch übermäßiges Betonen örtlich beschränkter Mundart den Zusammenhang mit der deutschen Gesamtkultur gefährden, die doch nun einmal hochdeutsch spricht.

